Erscheint mit dem Waldenburger Kreisblatt Mittwochs und Sonnabend. — Pränumeration 15 Sgr vierteljährlich.

Schlesische Gebirgs-Blüthen.

Durch alle Königl. Post-Anstalten für denselben Preis portofrei zu erhalten.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

№. 72. Waldenburg, den 8. September. 1852.

Das schickt sich nicht!

Die Convenienz, die arge, schlimme,
Erfand gewiß ein Bösewicht;
Mich füllt sie mit dem stärksten Grimme,
Die immer krächzt mit heis'rer Stimme:
„Das schickt sich nicht."

Oft in ästhet'schen Soireen
Lies't wer sein neuestes Gedicht;
Das Ding ist gar nicht auszustehen,
Gern möcht' ich aus dem Zimmer gehen:
Doch — 's schickt sich nicht!

Wenn mir ein Schuft, den alle kennen,
Von seiner Lieb' und Freundschaft spricht,
Fühl' ich's in allen Adern brennen,
Ich möcht' ihn gern 'nen Schurken nennen:
Doch — 's schickt sich nicht!

Und oft, wenn ich bei Tische sitze,
Verdirbt mir ein gar schön Gericht
Ein fader Geck durch schlechte Witze,
Gern würd' ich grob, gerieth in Hitze;
Doch — 's schickt sich nicht!

Wenn brüllend ein Acteur in steifen,
Unschönen Gesten um sich ficht,
Ohn' seine Rolle zu begreifen,
Da drängt es mich, ihn auszupfeifen:
Doch — 's schickt sich nicht!

Bei Mädchen sieht — ihr werdet's wissen —
Man oft ein allerliebst Gesicht,
Und, von Entzücken hingerissen,
Möcht' auf der Stelle ich es küssen:
Doch — 's schickt sich nicht!

So macht die Convenienz das Schwere
Zur unerläßlich harten Pflicht,
Kommt stets den Wünschen in die Quere
Mit der verdammten Feinheitslehre:
„Das schickt sich nicht!"

E. Jacobi.

Der Marabut.

(Fortsetzung.)

Jetzt wurde ein Ausruf der allgemeinsten Bewunderung laut. Jeder hob ein Stück des zerfetzten Burnus auf, um sich von der Identität des gestohlenen Haïks zu überzeugen, und der Vorsteher selbst erkannte die traurigen Reste als die Ueberbleibsel des geraubten Kleidungsstückes an. „Allah sei gepriesen!" rief Si-Mekki aus, indem er sich an den jungen Thaleb wandte, du bist wahrlich ein Prophet, und Sidi Soliman's Wissenschaft hat sich sichtlich auf dich vererbt. Wie es sich daher dieses Thal zum Ruhm anrechnet, den Namen dessen zu tragen, dessen sterbliche Ueberreste es in einem Grabmale birgt, so wird es sich meine Familie zur Ehre schätzen, dich unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und meine Tochter wird stolz darauf sein, dich als Gemahl zu begrüßen. Sobald die Tage des Ramadan, die da sind Tage der Buße, vorüber und die Tage der Freude und der Lust wieder gekommen sind, werden wir deine Hochzeit feiern."

Alle Araber des Thals versammelten sich um Ben Lefgune. Jeder wetteiferte, den Saum seines Kleides, die Einen mit den Händen, die Andern mit den Lippen zu berühren. In diesem Augenblicke ertönte die Stimme des Muezzin, die zum mittäglichen Gebete rief, und wer hätte sich in diesem Augenblicke nicht gläubig und fromm vor Gott auf die Kniee niedergeworfen, wo der Allsehende eben so deutlich seine Allmacht durch den Mund seines Dieners Lefgune geoffenbart? Ben Lefgune war einer der Ersten, die sich niederwarfen, vielleicht beschämt vor dem, den kein Sterblicher täuschen kann, gewiß aber, um Gott

für sein Glück inbrünstig zu danken. Nach beendigtem Gebete ging Jeder wieder seines Wegs, Si-Mekki aber bestieg sein Maulthier, nachdem er seinem künftigen Schwiegersohne als Unterpfand für die Heilighaltung seines gegebenen Versprechens seinen Rosenkranz zurückgelassen.

Ben Lefgune hatte demnach doch Recht gehabt; er hatte nichts gelernt und war doch Marabut geworden. Seine Mitschüler hatten sich über seine Sorglosigkeit und Faulheit lustig gemacht, und bald sollte sich der Ruf seiner Weisheit weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinaus verbreiten. Er war sitzen geblieben und hatte auf das Glück gewartet, und das Glück hatte sich neben ihn gesetzt. Er verließ auch dieses Plätzchen nicht wieder, bis die letzte Stunde des Ramadan anbrach. Denn das Glück hatte ihm versprochen, wieder zu kommen, um ihm seine Braut zuzuführen, und er wollte, daß ihn dasselbe, ohne ihn suchen zu müssen, an derselben Stelle wieder finde.

Noch immer betrachtete er den Brunnen und das Thal, als die Leute aus Dechret-Side-Mälek in Festkleidern den Hügel herabkamen. Sie kündigten ihm an, daß man ihn im Hause seiner Braut erwarte. Er drehte sich vergnügt auf der Ferse herum und nahm Abschied von seinen Mitschülern, die er ohne Bedauern verließ, die ihn desgleichen scheiden sahen, worauf ihm die Männer aus der Gypsbrechergemeinde bis vor das Haus seines Schwiegervaters das Geleite gaben.

Bei Ben Lefgune's Hochzeit fiel nichts besonders Erwähnenswerthes vor, Alles ging seinen gewohnten Weg. Der Gemeindevorsteher nahm seinen Tochtermann mit allen Zeichen der aufrichtigsten Zuneigung auf. Ein Teppich aus Tripolis mit gelben Streifen auf braunem Grunde ward über die Wiese ausgebreitet; Körbe mit Früchten, Töpfe mit Milch, Kuchen vom feinsten Mehl mit Anis bestreut, und ein siedendheißes Mus, aus dem die wohlriechendsten Dämpfe aufstiegen, bildeten das Hochzeitsmahl. Man umarmte den Bräutigam allenthalben und ließ sich die aufgetragenen Speisen, deren Ueberreste von den Dienern abgetragen und den Frauen gebracht wurden, trefflich munden. Endlich nahm der Neuvermählte Abschied von den Gästen; er wurde jetzt von seiner Schwiegermutter in das Innere des Hauses, in das Gemach geführt, wo sich die, welche ihm zur Gemahlin gegeben wurde, vor ihm entschleiern sollte.

Ben Lefgune lebte von nun an herrlich und in Freuden. Der Ruhe konnte er jetzt hinlänglich pflegen; ja es kam nunmehr noch eine andere Annehmlichkeit der Gemächlichkeit hinzu: das beschauliche Leben, das häusliche Glück. Seine Frau war sanft und gut. Sie brachte ihm als Heirathsgut einen Garten und eine Heerde und sogar die Heerde mit dem Hirten, den Garten mit dem Gärtner mit. Was wollte er mehr? Er für seine Person hatte das Ziel aller seiner Wünsche erreicht, und wenn er wie zuvor sitzen blieb, so geschah es jetzt durchaus nicht mehr in der Absicht, die Rückkunft des Glückes zu erwarten, denn er wußte zu gut, daß die Ankunft desselben, wie die jedes andern Gastes, in der ruhigen Behaglichkeit stört. Während er aber nicht vom Teppiche aufstand, als höchstens hie und da, um die Kissen unter seiner werthen Person zurecht zu legen, ging sein Ruf, der geschäftiger war als er, auf Abenteuer aus.

Auf dieser Reise kam derselbe auch nach Tunis und vor die Ohren des Beys. In Tunis hatte sich aber zu der selbigen Zeit Folgendes begeben. Verwegene Diebe hatten Hand an die Kästen und Kisten des Fürsten gelegt und dieselben eines Theils seines Schatzes und seines Familienschmucks beraubt. Vergebens hatte die Polizei der Fährte der Räuber nachgespürt, vergebens hatte sie Agenten hinausgeschickt, um jeden Winkel der Regentschaft zu durchstöbern. Da war der Ruf, der das übernatürliche Wissen des Marabut Ben Lefgune, sich auf dessen Wiederfinden des gestohlenen Haïks im Bauche eines Kalbes stützend, aller Orten rühmte, auch nach Tunis gedrungen, und der Bey gab alsbald seinem Shah den Befehl, unverzüglich nach der Provinz Constantine abzureisen und in seinem Namen den ruhmreichen Marabut in der Dechra Sidi-Mälek auf dem Berge der Gypsbrecher zu grüßen.

Der Shah vollzog seinen Auftrag auf's Pünktlichste. Er sprach bei Lefgune vor, reichte ihm die Geschenke seines Gebieters dar und bat ihn, ihm zu folgen und mit seinem erleuchteten Seherblicke die Rathschlüsse des Bey zu unterstützen.

Dieses Compliment war Lefgune nicht sehr angenehm. Man weiß, daß er den Vogel nicht beneidete, der die Lüfte durchzog und von seinen Höhen aus das Land beschaute; hätte er aber auch den Scharfblick des Adlers besessen, so würde er doch nicht im Besitz der Gabe des Sehers gewesen sein. Bald hätte er seinen Glücksstern angeklagt, der ihn aus der Armuth gezogen und reich gemacht hatte, um ihm jetzt Alles wieder zu nehmen. Die Einladung des Beys abzulehnen, forderte Ben Lefgune ebensowohl der ihm am besten bekannte Mangel an Prophetengabe, als seine natürliche Trägheit auf; auch war nichts mehr geeignet, in den Augen des Volkes den Ruhm eines heiligen Marabut zu vermehren, als wenn derselbe den Schmeicheleien der Sultane widerstand. Der Schmeicheleien wegen hätte nun Ben Lefgune zwar keinen Fuß gerührt, nicht aber wegen der Geschenke, die er keineswegs verachtete; die Pracht und der Reichthum der Gaben, welche der Shah vor ihm ausbreitete, stachelten seine Begierde außerordentlich an. Sollte es in seiner Macht liegen, der Besitzer solcher Reichthümer werden zu können, und er es nicht über sich gewinnen, mit gierigen Händen zuzugreifen? Ben Lefgune entschloß sich daher, abzureisen. Er nahm seine geliebte Gattin mit sich, bestieg das Maulthier, welches ihm der Shah im Namen seines Herrn anbot, und hielt mit einem prächtigen Gefolge seinen feierlichen Einzug in Tunis, wo ihm ein reizendes Haus, Dar el Khalifa genannt, eingeräumt und zur Verfügung gestellt wurde.

Der Bey wunderte sich, daß sein Shah den heiligen Mann nicht alsbald vor ihn geführt, gab sich aber zufrieden, als er erfuhr, daß der Marabut ermüdet von der Reise sei. Ben Lefgune brachte jedoch drei Tage damit zu, sich von den ungewohnten Strapazen zu erholen und hatte unter der Zeit hinlänglich Gelegenheit, daran zu denken, wie er sich aus der Verdrießlichkeit und Verlegenheit wohl am besten ziehen möchte, oder besser gesagt: er wartete wieder auf das Glück oder auf den Zufall, wie die Ungläubigen sagen, wenn sie von einem unerwarteten Ereignisse sprechen.

(Schluß folgt.)

Warum die Regierungen trotz ihrer Friedensliebe zum Kriege rüsten.

Aus tausend Dingen geht hervor, daß heutzutage Kabinetskriege nicht mehr möglich sind, nicht als ob dazu den Regierungen die Hände gebunden wären, sondern weil alle Regierungen gegen den Krieg sind. Es giebt Leute, die über die Friedensliebe der Regierungen spotten und behaupten, es sei ihnen damit durchaus nicht Ernst, denn sonst würden sie sich lieber mit der Herabsetzung des Effectivstandes der Armeen als mit immer neuen und neuen Rüstungen, mit der Erhöhung des Militairbudgets, mit der Vermehrung der Heermassen u. s. w. beschäftigen. In der That ist es bei den militairischen Rüstungen unserer Regierungen mehr auf den Frieden als auf den Krieg abgesehen. Keine der europäischen Mächte sinnt gegenwärtig auf Krieg, selbst Frankreich nicht. Wenn sich bei dieser allgemeinen friedlichen Stimmung dennoch alle Regierungen, die englische nicht ausgenommen, auf dem Kriegsfuße halten; wenn sich dennoch alle gleich sehr bedroht sehen: so ist das ein sicheres Zeichen, daß andere Gefahren vorhanden sind, welche das Eingreifen der bewaffneten Macht nöthig machen können.

Aber wie die Regierungen abgeneigt sind, Krieg mit einander zu beginnen, so sind es die Völker nicht minder. Es möchten demnach für die nächste Zukunft Völkerkriege eben so wenig eintreten können als Kabinetskriege. Und dennoch fürchtet man die Armeen zu entlassen oder auch nur zu schwächen, wenn es auch die Finanzen noch so sehr fordern; dennoch rüstet man allenthalben und würde noch mehr rüsten, wenn es die Finanzen zuließen.

Woher kommt das? Die Ursache liegt nahe. Wir haben sie einzig und allein in der unnatürlichen Zerrissenheit zu suchen, in der sich heutzutage alle europäischen Staaten in Bezug auf Völker und Regierungen befinden. Die Völker haben in ihren Massen aufgehört, in den Regierungen den natürlichen Schutz ihrer Interessen zu sehen, sie geben sich den Einflüsterungen einer im Finstern schleichenden Propaganda hin, welche ihre physische Kraft benutzen will, die bestehenden Regierungen zu beseitigen, um sich an ihre Stelle zu setzen und eine neue Welt zu construiren nach den Gesetzen des Evangeliums des Fleisches.

Es nähert sich die große Katastrophe immer mehr, die da entscheiden soll, ob noch weiter das Evange-

lium des Geistes, oder ob hinfort das Evangelium des Fleisches die Welt regieren soll. Unsere meisten gegenwärtigen Regierungen regieren kraft einer Einsetzung von Oben auf Grund des Evangeliums des Geistes der Liebe. An ihre Stelle trachtet man ein Regiment zu bringen, welches kraft einer Einsetzung von Unten auf Grund der Emancipation des Fleisches, der Entfesselung der thierischen Gelüste, der Loskettung der diabolischen Leidenschaften der Rohheit und des Hasses die Welt regieren will. Es bereitet sich so ein Kampf vor, der zwischen Christ und Antichrist, zwischen Gott und Teufel entscheiden soll.

Das Sonnen-Mikroscop.

Wer die Natur nur mit bloßem, unbewaffnetem Auge betrachtet, hat eben so wenig eine klare Vorstellung von ihrem unermeßlichen Reichthume, ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit und Pracht, als ein Reisender von den Schönheiten einer Gebirgsgegend, die er nur aus der Ferne anblickt. — Empfinden wir aber schon große Sehnsucht nach dem Anblicke der Einzelheiten einer schönen Landschaft, wie sollte uns nicht ein noch mächtigeres Sehnen nach dem Schauen der wundervollen Schönheiten ergreifen, welche die Natur unserm Auge verschleiert hat! Und schlägt uns das Herz froher, wenn die lange ersehnte liebliche Landschaft plötzlich all' ihre Schönheiten deutlich und klar vor unsern Blicken entfaltet, wie sollten wir uns des höchsten Staunens und Entzückens erwehren können, wenn uns vergönnt ist, einmal den Schleier der Natur ein wenig zu lüften und Wunder zu schauen, die auch die kühnste Phantasie nicht zu träumen wagte, und die uns mit überwältigender Beredsamkeit verkünden, daß gerade im Kleinsten das Größeste zu suchen ist! —

Und wiederum wie klein, schwach und unbedeutend fühlt sich der Mensch, vergleicht er seine schönsten Kunstwerke auch nur mit einem Naturkörper, den er gewöhnlich als ein „Nichts" unter die Füße tritt. Aus dem „Nichts" gestaltet sich vor seinen Augen ein „Etwas", vor dem er demüthig in den Staub sinkt. Was ist das köstlichste Gewebe gegen den Kunstbau eines Flügels der gewöhnlichen Stubenfliege? Was der herrlichste Palast gegen die Wunderbauten der Natur in Blatt, Stamm und Kristall? Was sind unsre zierlichsten Formen gegen die Gestalten, welche die Natur in unnachahmlicher Zartheit und Feinheit bildet? —

Wer sich diese Gegensätze noch nicht zu klarem Bewußtsein gebracht hat, braucht nur einmal das ganz vortreffliche **Sonnen-Mikroscop** des Herrn Felber zu besuchen; einer der edelsten und höchsten Genüsse erwartet ihn hier um einen in der That niedrigen Preis. Wir können namentlich Aeltern und Lehrer nicht dringend genug auf das hohe sittliche Moment, das in derartigen Vorstellungen liegt, aufmerksam machen, und wir ersuchen selbige im Namen der lieben Jugend, Alles aufzubieten, daß ihr dieser hohe, leider so seltene, Genuß zu Theil werde. Gewährt den Kleinen einmal einen tieferen Blick in die „süße heilige Natur" und laßt sie einmal „nachgehen ihrer Spur" mittelst eines Instrumentes, das unter den Triumphen des Menschengeistes einen der ersten Plätze einnimmt.

K. P.....n.

Lokales.

Der vollendete Zustand des Gebildeten äußert sich in einer angemessenen harmonischen und graziösen Bewegung des Körpers, und diese hängt mit der höhern Tanzkunst genau zusammen.

Wenn nun aber Provinzialstädte zur Erlernung dieser Kunst weniger Gelegenheit bieten, so dürfte den Bewohnern von Waldenburg die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Balletmeisters Herrn **Wüpper** um so angenehmer sein, da derselbe seit einigen Jahren auf seiner Kunstreise in den ersten Städten Deutschlands durch seinen Unterricht in der höhern und gesellschaftlichen Tanzkunst sich vielen Beifall erworben hat. Es ist zu wünschen und wohl auch zu erwarten, daß Herr Wüpper sich auch in Waldenburg des großen Zuspruchs zu erfreuen haben wird, den seine Unterrichtsmethode verdient.

Ein Freund der Tanzkunst.

Buntes.

— Einem Dienstmädchen wurde befohlen, den Herrn zu Tische zu bitten, mit dem Bemerken, es sei aufgetragen. Sie fand denselben vor dem Spiegel stehend, sich mit einer Zahnbürste die Zähne putzend. Sie entledigte sich ihres Auftrages, und sagte, zu ihrer Herrschaft zurückgekehrt: „Der Herr wird gleich erscheinen, er macht sich schon die Zähne scharf."

Redaktion, Druck und Verlag von C. J. Schlögels Erben in Waldenburg.